

- Streeß, Walbemar, Herischdorf. Schlesien, Bergstr. 15.
 Ströfer, Walther, Higueral Romana, Rep. Santa Domingo, La Romana.
 Stromberg, P. A. Mistorf. Mecklenburg-Schwerin.
 Stutte, Otto, (G. B. U.) Laras, Bez. Siantar S. D.
 Taegert, W. A., Hamburg, Heimhuderstr. 29 a
 Tempel, Otto, Bienenhausen, Walburgerstr. b. Ringling.
 Thofern, Dietrich. Schledebusch b. Köln, Gemelrather Hof.
 Toft, Wolfram, Berlin W. 30, Stubbenstr. 4.
 Trau, Karl, Karlsruhe, Stefaniestr. 58.
 Treutler, Wolshard, Ludau (Pausig) Hauptstr. 19.
 Trurnit, Karl, Estancia „San Ramon“ Teritorio Rio Negro, Oficina
 Nahuel Quapi F. C. S. (Argentinien.)
 Umbach, Fritz, Hamburg Jsestr. 47 (jeht Costarica).
 Ufer, Heinrich, c/o. Nottebohm & Co. Bas. Sabanetas, Guatemala.
 Voellkel, Theodor, (G. B. U.) Dolot, Jtir, Bez. Siantar, Sumatra
 Ostküste, Post Dolot Merangir D. R.
 Voigt, Erich, (G. B. U.) Dolot Jtir, Bez. Siantar, Sumatra Ostküste,
 Post Dolot Merangir D. R.
 Wagenfeil, Hermann, (G. B. U.) Tindjewan B. Laboan Roefoe,
 Sumatra D. R.
 Weber, Erich, Stadten, Mannsfelder Seekreis, Gasthof zur Lanne.
 Weber, Hans, Ahrensburg b. Hamburg.
 Weber, Karl, Kassel, Kirchweg 76 III.
 Werner, Fritz, Leipzig, Raikenhainerstr. 139 pt.
 Werner, Walther, Casa Grande, Puerta Salaverry (Hacienda Chuin)
 Peru.
 Dr. Winter, Curt, Bienenhausen (Kolonialschule).
 Winkel, Ernst, Wendit, Java.
 Winger, Robert, Estancia Tidemann. Trinidad, Uruguay.
 Witthöfft, Peter, Ernst, Java, (Nähere Anschrift noch unbekannt).
 Wunderlich, Fritz, Groß-Bieland, Ostpreußen.
 Zassenhaus, F. W., G. P. Gran Seremen, Slafö Arelsgaard, pr. Mörtle
 St. Dänemark.
 Zilleßen, Otto, c/o. W. A. Morik, Sta. Habel Fernando Poo.
 Zimmermann, Fritz, Regis-Breitingen (Bez. Leipzig) Kirchstr. 74,
 z. St. Südamerika.
 Zimmermann, Herbert, Leipzig, Moschelesstr. 4 III. r.
 Zurborn, Otto, Essen, Alfelsstr.

Briefe Alter Kameraden.

Aus dem Inlande Peru:

Seit zwei Stunden liegt unser Kosmos-Dampfer auf der weiten Rheebe von Callao; im Lopp des Schiffes flattern die rot-weiß-roten Farben Perus. Zwischen Bergen von Koffern und den Passagieren drängen sich lärmend die braunen Gestalten der „fleteros“, — Bootleute — und „fruteros“, welche Bananen, Baltas, Mangos und alle möglichen tropischen Früchte feilhalten. Endlich ist es soweit. Noch einmal all den Passagieren und Offizieren der „Nitokris“ die Hand gedrückt, und schon geht es mit der Barfasse über die sonnenglikernde Bucht dem Ufer zu. In der Zollstation gibt es nochmals ein lärmendes Gedränge, Kofferrevision; dann kann man seinen Fuß in das gelobte Land setzen.

Die elektrische Bahn bringt uns rasch von Callao hinauf nach Lima, der Hauptstadt Perus. Von Lima selbst ist wenig zu sagen. Es ist wie fast alle süd.-am. Städte nach dem langweiligen Quadratsystem gebaut; d. h. mit rechtwinklig sich schneidenden Straßen, in denen sich elegante Geschäfte an einander reihen. Doch den Namen „Perle am Pacific“, den einige Schriftsteller Lima beilegen, verdient es gewiß nicht. So wohnt denn auch der Ausländer nicht in Lima selbst, sondern in einem der reizenden, am Meer gelegenen Vororte Miraflores, Barranco oder Chorrillos. Wirklich schön dagegen ist in Lima die palmenbestandene Plaza de Armas zu Füßen der Kathedrale und ferner die breite, elegante Avenida 9. dediciembre, wo sich Donnerstags und Sonntags die elegante Welt Limas zum Corso einfindet. Man kann dann die schönen Töchter des Landes und Damen der Gesellschaft unter den Klängen einer peruanischen Militärkapelle in luxuriösen Autos promenieren sehen.

Vier Tage später beobachte ich aus dem Fenster der „coche salon“ der F. C. Central del Peru das bunte und lebhafte Treiben auf dem Bahnhof Desamparados. Die große Glocke der Lokomotive läutet und wir rollen aus der Station dem Innern des Inlandes zu, hinauf in die Cordilleren. Einige Stunden geht es in dem fruchtbaren Rimac-Tal aufwärts; dann hören die Maisfelder und Obstpflanzungen auf und wir erreichen Chosica, den Winterort der Limenser, in malerischer Lage. Und weiter zieht die Maschine leuchtend den Zug in die grandiose Bergwelt. In endlosen Schleifen und Rehren klettert der Schienenstrang die Felsen hinan. Oft sieht man in schwindelnder Tiefe, die nur wenige Meter neben dem Geleise gähnt, die vor Stunden schon verlassene Station liegen. Und weiter, weiter steigt der Zug über waghalsige Brücken, durch ungezählte Tunnel. Auf den Stationen drängen sich die „Cholos“ d. i. Mischlinge; dazwischen sieht man schon die ersten Indianer, kleine, schwarzhaarige Gestalten in malerischen Ponchos. Endlich — bei Monte Weiggs — ist die Paßhöhe erreicht. Wir sind 5300 m über dem Meerespiegel. Ringsum herrliche, schneebedeckte Berggipfel und Felszinnen. Die Luft ist dünn dort oben; das Herz klopft zum Zerspringen und das Blut braust in den Schläfen. Das ist die „soroche“ (spr. sorotsche), die Bergkrankheit.

Wir haben die erste Cordillere überschritten. Der Zug läuft ohne Dampf, bergab. Spät am Nachmittag sind wir in Droya. Viele Amerikaner mit bartlosen, scharfgeschnittenen Gesichtern und natürlich der unvermeidlichen Shaggspeife. Droya ist Minenstadt, und die Cerro de Pasco Copper Corporation, eine amerikanische Firma, fördert dort jährlich tausende von Tons Kupfer und Silber.

Langsam sinkt die Dunkelheit über die Felsenwildnis herab. Draußen plätscht der Regen eintönig gegen die Fenster. „13 Monate regnet es in der Sierra“, wie böse Zungen behaupten, ganz so schlimm ist es ja nicht, aber es ist etwas Wahres daran. — Nachts um 1 Uhr kommt man bei Regen und stockfinsterer Dunkelheit in Quancayo an. In dem Hotel eines Deutschschweizers gibt

es Unterkunft. Huancayo ist der vorläufige Endpunkt der peruanischen Centralbahn und als solcher ein bedeutender Handelsplatz für das Innere. Die wirtschaftliche Bedeutung Huancayos ersieht man am besten aus der jeden Sonntag dort stattfindenden „feria“, dem Markt. Schon am Sonnabend treffen aus der weitesten Umgegend die Indios ein; viele reisen tagelang, um dann am Sonntag ihre Bananen, Cocablätter, das unentbehrliche Stimulans aller südamerikanischen Indianer, um ihren Mais oder selbstgesponnene, buntfarbige Vicuña-woolgarne zu verkaufen. Dann sitzen sie zu vielen Hunderten auf der breiten Hauptstraße, der Calle Real, ihre Waren auf einem Tuch vor sich ausgebreitet am Boden. Man kennt die sonst so wenig belebte Straße kaum wieder, so lebhaft geht es da am Sonntag zu. Als Andenken kann man dort die hübsch geschnittenen Calebassen und Schüsseln für einige Reale erhalten, die die Indianer aus getrockneten Kürbissen fertigen und mit historischen Figuren aus der Inkazeit verzieren. Ab und zu sieht man auch eine Herde langhalsiger Lamas, hochbepackt mit Wollsäcken, aus dem Innern kommen; stets ein interessantes Bild für das Auge des Europäers. Die feria von Huancayo ist noch ein Stück unverfälschten süd-amerikanischen Volkslebens.

Nachdem meine Koffer auf eine Mula verladen sind, geht es in Begleitung eines „caporals“ der Hacienda zu Pferde weiter. Zunächst noch links und rechts des Weges kleine Eukalyptusgebüsch und riesige Agaven. Dann ein enges Tal; die Vegetation hört gänzlich auf. (Was bei einer Höhe von über 3000 m schließlich nicht zu verwundern ist.) Nur Kakteen fristen ein kümmerliches Dasein an den steilen Halden. Ein Wildbach eilt in Rasen schäumend bergab und drängt den Pfad hart an die Felsen. Die Berggipfel verschwinden in den Wolken. Es ist die richtige Karl May-Scenerie. Bald setzt auch wieder Regen ein, und in den Poncho gehüllt reite ich stumm hinter meinem Begleiter den engen Weg hinan. Unterwegs begegnen uns Indios, die bepackte Mulas zu Tal treiben, und es ist nicht so leicht auf dem schmalen Pfad — zwischen Felsen und Bachschlucht — aneinander vorbei zu kommen. Die Männer treten unterwürfig an das Pferd meines Begleiters heran und küssen diesem die Hand. Wie tief sind doch die Abkömmlinge der stolzen Inka gesunken, daß sie einem „cholo“ demütig die Hand küssen. Zweimal müssen wir noch den tosenden Bach kreuzen; die kleinen Criollopferde stehen bis an die Gurten im eiskalten Wasser und tasten vorsichtig über die Steine. Dann tauchen vor uns im Talkeßel eigenartige Steinhäufen auf; es sind die Indianerhütten, in denen die „pastores“ der Hacienda hausen. Dahinter sieht man einige langgestreckte, niedrige Gebäude: Das Ziel. Bei einbrechender Dunkelheit steigen wir im Hof der Hacienda aus dem Sattel. — Auf den postos der Hacienda weiden mehr als 42 000 Schafe; bewacht und behütet werden sie von den noch halb wild lebenden Indios, pastores genannt. Und zwar liegen diese unermesslichen Weidegebiete, die dem Flächeninhalt eines

kleinen deutschen Fürstentums nicht nachstehen, in einer Höhe von rd. 5000 m — liegt doch die Hacienda selbst über 4200 m hoch.

Augenblicklich (Dezember) ist die Zeit der „corte“, der Wollschur. Täglich kommen große Herden an, und in einem besonderen, wellblechüberdachten Hofe werden die Tiere zusammengetrieben. Zwei Duzend Leute, alles reine Indios, die nur Ketschuan sprechen, während sie unermüdlich Coca kauen, scheren rasch und geschickt mit Blechscheren das Wollfell herunter. Die Wolle wird, in Säcke eingenäht, auf Maultieren zu Tal und von dort mit der Bahn an die Küste nach Lima und Callao befördert. . . .

Aus Java schreibt uns ein alter Kamerad:

., Die erste Zeit hier auf Java war ich auf einer sehr schönen, günstig gelegenen und intensiv bewirtschafteten Kaffeeonderneming. Nach 3 Wochen kam ich aber dort fort, als Volontär auf eine andere, derselben Gesellschaft gehörende Onderneming. Es war dies eine Kina- und Kaffeeonderneming. Diese lag sehr ungünstig, gänzlich bergig, abgelegen, ohne Fahrweg (nur ein schmaler Pferdepfad). Vor etwa 14 Tagen wurde ich als Hülfsemployee versetzt. Augenblicklich bin ich zur Vertretung für $\frac{1}{2}$ Monat wieder in Auf ist zur Hauptsache Kina neben Kaffee. Ueber die Kinakultur ist folgendes zu berichten. Zuerst wird das Land gerodet und zwar zuerst das Gestrüpp, dann die kleineren Bäume und zuletzt die großen. Dann wird terrassiert. Zuerst wird eine Linie den Abhang von oben nach unten abgesteckt durch Pfählchen, die 4 Fuß voneinander stehen. Natürlich sind die 4 Fuß Abstand zu rechnen nicht mit dem Abhanggefälle, sondern auf einer gedachten horizontal über dem Abhanggefälle verlaufenden Linie. Hat man diese Linie, so sucht man von jedem Pfählchen aus mittels Gefällmaßes nach jeder Richtung die auf gleicher Höhe liegenden Punkte. Diese hat der Kuli sich verbunden zu denken und so die stets wagerechtlaufenden und durchschnittlich 4 Fuß breiten Terrassen anzulegen. Diese Vorarbeiten für die Kinakultur werden nicht nach Tagelohn, sondern nach Akkordlohn bezahlt. Zu erwähnen ist noch, daß Kina nicht auf gebranntem Boden gedeiht. Es darf also nicht, wie bei anderen Kulturen, der Busch niedergebrannt werden. Gegen Mische ist die Kina pflanze sehr empfindlich. An den Terrassenrändern werden kleine Furchen angelegt und darin zwecks Befestigung und Stickstoffsammlung die Saat einer Maziernart gelegt. Botanisch heißt sie *Lancana glauca*. Die Eingeborenen nennen sie Lamtoro. Die Lamtorohede wird durch Schneiden etwa 15 cm hoch gehalten. Versuchsweise werden auch andere Stickstoffsammler verwandt. Die Anzucht der Kina pflanze ist sehr schwierig. Dies geschieht in kunstvollen Saatbeethäuschen. Das Kina pflänzchen verlangt nämlich viel Licht, aber keine Sonne, viel Luft, aber keinen Wind. Hier hat man 3 ver-

schiedene Modelle von Saatbeeten. 1. Flache Kästen, ähnlich wie Frühbeete, statt Glas aber geöltes Leinen. Die Klappen werden bei Windstille nach der Schattenseite etwas geöffnet. 2. Häuschen aus Bambusgerüst und Wände aus Mang-Manggras. Die Wände sind herausnehmbar und je nach Wind und Sonne wird geöffnet. 3. Eben solche Häuschen mit einem Stück geöltem Leinen in der Dachmitte. Nr. 3 scheinen die besten zu sein. Die Beete selbst sind 30 cm tief ausgehoben und mit guter Buscherde gefüllt. Die Aussaat geschieht breitwürfig. Die Samen keimen durchschnittlich nach 12 Tagen. Das Beet muß stets feucht sein, aber nicht naß, (sonst Moos und viele Krankheiten). Das Gießen geschieht mit einer Weinbergsprize. Als Kulturpflanze hat man 3 Sorten Kina: 1. Hybride, 2. Vedger, 3. Succirubra. 3 wird nur als Unterlage für den sehr zarten Vedger verwandt. 3 ist der widerstandsfähigste. Er hat mehr runde und stark behaarte Blätter, 2 ist dunkler, hat spizere und glatte Blätter. Viele Krankheiten und Schädlinge suchen den Kina heim. Im Saatbeet: 1. Mopok, hervorgerufen durch starke Nässe. Bekämpfung: Sofortiges Entfernen der erkrankten Pflanzen und ihres Untergrundes. 2. Dranjemaid, hervorgerufen durch ein mikroskopisch kleines Tierchen. Blätter werden zuerst gelb, dann dunkelbraun. Sie breitet sich fabelhaft schnell aus und vernichtete ein Beet nach dem anderen. Sie ist die gefährlichste Krankheit. Auf einer hiesigen Abdeeling vernichtete sie fast den ganzen Bestand. Einzige Bekämpfung: Leichtes gleichmäßiges Bespritzen mit Schwefel mittels einer Gummiballonsprize. Auch vorbeugend, Pfl. dürfen aber nicht zu jung sein. Außer diesen beiden mir bekannten Krankheiten auf dem Kinasaatbeet werden die Beete durch Mäuse schwer geschädigt. Durch Aufressen von Samen und später durch Schwächung der Pflänzchen mit Mäuseurin. Abwehrmittel: Ueberdecken mit Maschendrahtklappen. Auch Ameisen richten durch Fressen und Verschleppen der teuren Saat viel Unheil an. Sie werden ferngehalten durch Bestreichen des Bambusbeeteinfassungsrahmens mit einem Klebstoff, Legen von mit Petroleum getränkten Lappen an die Beetränder und Auslegen von Kokosnußstückchen, die einige Male täglich gereinigt werden. Behindern sich die Pflanzen, so werden sie in gleich angelegte Beete im Verband mit 2 cm Abstand übergepflanzt. Sind sie groß genug, so kommen sie auf gewöhnliche Beete im Freien in Abständen von 10 cm. Ueber sie wird ein Dach aus Farnkraut befestigt. Zuerst geschieht das Gießen dort mittels Flaschen zwischen den Pflanzen, später mittels Kokosnußschalen und zuletzt mit Gießkannen. Ueber das eventuelle Veredeln des Kina kann ich nichts sagen, da ich es selbst noch nicht mitgemacht habe. Sind die Pflanzen groß genug, so kommen sie an ihren Bestimmungsort in der Mitte der 4 Fuß breiten Terrassen. Auf der Terasse beträgt der Abstand der Pflanzen 3 Fuß. Nun hat der Kina wieder andere Feinde. Blattläuse (Töten mittels Tabakslauge), Blattrollkrankheit u. a. Es ist darauf zu achten, daß der Kina niemals Blüten oder Früchte bildet, denn er soll Bast

bilden. Die Arbeiten in den Kinkulturen sind nun das Reinhalten von Unkraut, besonders dem lästigen Mang-alang, durch Hacken, Schneiden oder Gabeln. Zwischen den einzelnen Bäumen werden sogenannte Luftgräben 3 Fuß lang und 2 Fuß tief angelegt, um dem Boden Luft zuzuführen. Die Ernte geschieht durch das natürliche Schneiden der Äste und langsames Abholzen. Die Rinde wird durch Klopfen mit einem Holzhammer gelöst. Sie wird nach Sorten getrennt gehalten. Außerdem bleiben Wurzelbast, Stammbast und Zweigbast immer getrennt. Nach der Sontentrocknung auf Zementböden wird die Rinde in Säcke eingestampft. Jedes Lastpferd trägt 1½ pikol auf beide Seiten verteilt. So geht es herunter bis nach . . . , dort hat die Gesellschaft ein Etablissement, wo der Kink in 3 pikol schwere Ballen, wie sie auf dem Weltmarkt üblich sind, umgepackt wird.

Wild gibt es in dieser Gegend noch sehr viel. — Neulich traf ich Herrn Er machte 1920 in Wizenhausen das Diplom. Er war hier in der Nähe bei einem Administrateur als Vogiergast. Ich war einen Abend mit ihm zusammen. Wir plauderten viel über die schöne Wizenhäuser Zeit. Aus unserem Semester habe ich von niemand seit meiner Abreise aus Deutschland bis jetzt etwas gehört. Unser geplanter Semesterrundbrief wird scheinbar nicht zur Ausführung kommen. — Die Verhältnisse in der Zuckerkultur hier sind sehr gut. Es werden aber hohe Vorkenntnisse gefordert, besonders in Chemie. In den Bergkulturen sind die Verhältnisse sehr schlecht, wie augenblicklich fast auf der ganzen Welt. Einige Deutsche beginnen hoch oben im Gebirge in der Umgegend Madiven's europäischen Landbaubetrieb (Kartoffelanbau, Schweinezucht u. a. m.) Bei viel Glück werden sie wohl gute Geschäfte machen.

Seidenraupenzucht in Deutschland.

Jetzt wo es heißt, so wenig wie möglich aus dem Auslande kaufen und im Lande selbst neue Daseinsmöglichkeiten schaffen, wollen wir die Aufmerksamkeit wieder auf den Seidenbau lenken, der bei Interesse und Fleiß seinen Mann wohl ernähren kann. Kamerad Reuter schreibt uns dazu u. a.:

. Schon unter Friedrich dem Großen wurden Versuche gemacht, den Seidenbau in Preußen einzuführen. Er ist damals aus naheliegenden Gründen nicht heimisch geworden. Die Seidenraupe verlangt erstens mal eine ganz penible Pflege und dann ist infolge ihrer jahrtausendlangen Züchtung und dieser entsprechenden Degenerationsgefahr eine hochpeinliche Zuchtwahl zu beachten. Auf diesem Gebiete wurde unter Friedrich dem Großen sehr gesündigt, da auf höheren Befehl die minderwertigen Kokons zur Nachzucht benutzt werden mußten. Daß unter diesen Umständen

die Zucht zugrunde gehen mußte, ist wohl verständlich. Lange Zeit ist auf diesem Gebiete nichts mehr in Deutschland getan worden und andere Länder wie Italien und Ungarn, sind uns zuvor gekommen. Das Klima ist in Deutschland für die Seidenraupenzucht sehr geeignet. Die Maulbeere kommt sehr gut voran und gibt schönes Laub, auch läßt sich bei näherer Befassung mit der Kultur der Maulbeerbäume eine frosthärtere Kultur herauszüchten, wie wir bisher besitzen. Infolge des Krieges und der Absperrung vom Auslande sind wir damals der Sache wieder nähergetreten und Prof. Dammer, Rustos des botanischen Gartens in Berlin, hat während des Krieges versucht, die Seidenraupe mit Schwarzwurzelblättern aufzuzüchten und daraufhin hat sich mancher Seidenraupenzuchtverein in Deutschland gebildet. Neuerdings ist man wieder vielfach zur Verfütterung von Maulbeerblättern übergegangen und zielbewußte Arbeit wird seit den letzten beiden Jahren besonders von Seiten der Seidenbau = G. m. b. H. Leipzig Eutrichsch geleistet, die sich lediglich zur Aufgabe gesetzt hat, den Seidenbau unter Beachtung aller notwendigen Vorsichtsmaßregeln, besonders auf dem Gebiete einer gediegenen Zuchtwahl, in unserm Vaterlande einzuführen. Welche Resultate sie errungen hat, zeigte sie auf der D. L. G. Wanderausstellung in Nürnberg 1922, wo sie sogar eine italienische Züchterkommission durch die Qualitätsware ihrer gezüchteten Kokons in Erstaunen setzte. Diese Gesellschaft unter ihrem bewährten Leiter, Herrn Ing. Nicolai, gibt einwandfreie Eier an alle Züchter ab und verpflichtet letztere, nach ihren bewährten Grundfätzen zu züchten. Sie hat eine Lehranstalt für Seidenbauer angegliedert und gibt auch eine Fachzeitschrift „Der Deutsche Seidenbau“ heraus, die über alle Fragen genau Auskunft gibt.

Da die Maulbeere (meist wird *morus alba* wegen ihres vollen Laubertrages bevorzugt) sich sehr gut als Heckenpflanze eignet, ist es möglich, dieselbe so zu verpflanzen, daß kein für Brotgetreide und Gartenfrüchte nützlicher Boden verloren geht: als Umzäunung von Siedlungen und Grundstücken usw. Man rechnet, daß auf ca. 1 m gut gewachsene Hecke 1000 Raupen angelegt werden können, die 1 kg Kokons liefern. Da letztere nach Weltmarktpreisen abgenommen werden, (Juli 40 Lire für 1. Qualität) kann man sich die Rentabilität sehr leicht errechnen. Sorge zu tragen ist vornehmlich für ein gut zu lüftendes und reinliches Zuchtlokal und zur Vermeidung von Krankheiten muß alles gut desinfiziert werden; vor allen Dingen benötigt die Seidenraupe während ihrer Lebensdauer eine gleichmäßige Temperatur von 18—23° C. Zu diesem Zwecke muß in abnormen Sommern, wie der vorjährige und heurige, etwas nachgeheizt werden. In dieser Beziehung sind wir in Deutschland besser dran, wie in Ober-Italien, weil dort die Temperaturunterschiede zwischen Tag und Nacht viel größeren Schwankungen unterworfen sind wie bei uns, auch fordert dort der Sirocco jährlich seine Opfer in der Seidenraupenzucht. Ing. Nicolai behauptet, daß wir in 10 Jahren den italienischen Seidenbau überflügeln können.